Die Abstimmung über die Constitutions-Amendements.

Die Verfassungs-Convention wird demnächst die wichtige Frage zu entscheiden haben, in welcher Weise über die neue Constitution abgestimmt werden soll, mit welcher sie das Volk beglücken will. Der Ausdruck „neue Constitution" ist eigentlich nicht der richtige, da die ganze Arbeit der Constitution nur aus einer Reihe Amendements zur alten besteht, also eine wahre Flickarbeit ist. Allerdings sind so viel Lapp'n auf dem alten Staatsgrundgesetz aufgenäht worden, daß es darunter ganz verschwindet, aber eine neue, tüchtige, der Gegenwart entsprechende systematische Constitution ist es nicht.

Nun entsteht die Frage, ob über die ganze Arbeit in einer Abstimmung entschieden oder ob über jedes einzelne Amendment ein Votum abgegeben werden soll. In ersterem Fall ist die ganze Arbeit dem Untergang geweiht, denn es sind so viele falsche, verkehrte und unfreie Bestimmungen darin, daß schwerlich eine Mehrheit dafür zu erwarten ist. Außerdem ist es auch nur logisch, daß über eine Anzahl Amendements, die ganz systemlos an einander gereiht sind, auch einzeln abgestimmt wird. Damit könnte einzelnes Gute gerettet werden; freilich steht auch zu befürchten, daß Philadelphia durch die Mehrheit im Staat einzelne recht schlechte Bestimmungen hinnehmen müßte, z. B. die Vorführung bei der Repräsentation in der Staats-Assembly.

Wenn nun, wie es wahrscheinlich ist, von der Convention die Abstimmung über die einzelnen Amendements beliebt wird, so ist gar nicht abzusehen, wie diese praktisch durchführbar sein soll. Eine solche Abstimmung über so viele einzelne Punkte, auch wenn man sie unter ein paar Dutzend Hauptpunkte zusammenfassen wollte, würde ein schlechtes Resultat bringen. Viele würden sich der Wahl enthalten und die Verwirrung der Abstimmenden über die betreffenden Punkte würde nicht gering sein. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so wäre es am Rath'samsten, wenn das Volk durch seine Abstimmung erklärte, daß die Arbeit nicht befriedigt und demnächst von einer neuen Convention besser besorgt werden müsse.

Französische Angaben über die deutsch-italienische Allianz.

Die Franzosen haben in letzter Zeit bewiesen, daß der krasseste Köhlerglauben Hand in Hand mit dem tollsten Unglauben gehen kann. Die Extreme berühren sich. Am leichtgläubigsten aber sind sie in allen Dingen, welche Deutschland betreffen. Dabei können ihnen ihre Politiker und Zeitungsschreiber das verrückteste Zeug aufbinden. Es wird bis auf das Küppelchen geglaubt.

Kürzlich machte man den Pariser Folgendes vor. Fürst Bismark wolle gar kein Bündniß mit Italien und habe sich auf Barzin verkrochen, sich weder vor dem König, noch vor dessen Ministern sehen lassen, und Viktor Emanuel sei deshalb plötzlich in vollem Zorn abgereist, ohne Abschied zu nehmen. Paris glaubt dieses Märchen. Aber bald stellte es sich heraus, daß Bismark doch in Berlin war, und mit Viktor Emanuel und mit dessen Ministern lange und Viel verhandelt habe. Flugs wurde eine andere Geschichte erfunden.

Der „Courrier de Paris", ein Haupt Sensations-Fabrikant bringt nichts Geringeres als den Wortlaut des Vertrags, den Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel in Berlin abgeschlossen hatten. Woher der „Courier" diese Einsicht erhielt oder sein Correspondent, wird nicht gesagt. Aber danach sagt Paris nicht, es glaubt.

Der Courier läßt sich nämlich von London berichten:

„Soeben habe ich Einsicht von dem Berichten genommen, welche das Foreign Office über die Unterredungen der deutschen und italienischen Majestäten und Minister erhalten hat.

Am Freitag Morgen (!) zwei Stunden vor der Abreise Victor Emanuels hat eine Zusammenkunft zwischen Victor Emanuel, dem Kaiser Wilhelm und Bismarck stattgefunden. Nach einer lebhaften Discussion hat man sich über die einzelnen Punkte geeinigt und den Vertrag unterzeichnet, welcher die beiden nachstehenden Artikel enthält:

1. Die beiden hohen contrahirenden Mächte erklären, daß, welche Eventualität auch in Europa eintreten sollte, sie vollkommen gleichmäßig derselben gegenüber handeln wollen.

2. Beide Parteien erklären, trotz des verschiedenen Standpunktes, den sie in Betreff der katholischen Fragen einnehmen, im Falle der Erledigung des heiligen Stuhles kein Veto einlegen zu wollen, wenn aus dem Conclave eine legale Wahl hervorgegangen sein sollte, es wäre denn, daß zum Nachfolger Pius IX., einer von den ultramontan gesinnten französischen Cardinälen gewählt wurde." — Nun weiß man's.

Eine infame Wette.

Der Livingston „Caucasian" publizirt in einem Leitartikel eine Mittheilung von einem gewissen R. Clay Harper, worin derselbe eine Wette von $5000 oder mehr anbietet, daß Präsident Grant vor dem 10. April 1874 ermordet sein wird, wenn er nicht bis dahin eines natürlichen Todes gestorben sei. Bei Annahme der Wette soll das Geld vor dem nächsten 10. November deponirt werden. Wenn man dieses Angebot einer Wette infam nennen muß, so ist der Ausdruck „Taktlosigkeit" für die Publikation derselben durch eine Zeitung, zu milde. Die Veröffentlichung einer solchen Nichtswürdigkeit, die das Leben eines Menschen, mag er Präsident der Ver. Staaten, oder einer der ärmsten Arbeiter des Landes sein, durch eine Wette in Gefahr bringt, ist ebenso infam, wie das Angebot der Wette selbst, und sollte gerichtlich als eine Bedrohung mit Gewalthat und als eine Aufreizung dazu verfolgt und bestraft werden.

Die Rückkehr des Dampfers Tigreß aus dem Eismeer.

Der Dampfer Tigreß kam am 16. Oktober zu St. John, N. F., von der Fahrt aus dem Eismeer zurück, wohin er zur Aufsuchung der Polaris am 25. August von Disco in Grönland abgegangen war. Nach manchen Hin- und Herfahrten kam der Dampfer nach Jyigtut, Süd-Grönland, wo er hundert Tonnen Kohlen einnehmen konnte. Im Ganzen kam das Schiff auf durch Sturm und Eis bei seinem Kreuzen nach Capt. Buddington und dessen Partie, welche man von Walfischfahrern aufgenommen annahm. Nach vergeblichen Suchen entschloß sich Capt. Greer am 8. Okt. nach St. Johns zurückzukehren, da die Mannschaft außerordentlich durch Kälte litt. Das Schiff bedarf einiger Reparaturen und wird am 10. November etwa in New York ankommen.

Ein furchtbarer Sturm auf den Tortugas.

Die Try Tortugas Inseln-Gruppe, an der Südspitze Florida's, wurde am 6. Oktober, früh Morgens von einem furchtbaren Sturm heimgesucht. Schon 9 Tage lang hatte ein starker Wind geweht, der in der Nacht vom 5. zum Sturm wurde und am Morgen des 6. zum wüthenden Tornado, welcher die 6 kleinen Inseln fürchterlich verheerte. Die beiden größeren Inseln sind Garden Key oder Fort Jefferson (das Fort nimmt die ganze Insel ein) und Loggerhead Key, 2½ Meile von der ersteren entfernt, mit einem prachtvollen 150 Fuß hohen Leuchtthurm. Jede dieser Inseln ist etwa 7 Acker groß. Die vier kleineren Inseln sind Bird Key (3 Acker groß, der Todtenhof der Garnison, aus welchem die See fast jedes Jahr eine Anzahl Leichen fortwühlt), Hospital Key, Middle Key und East Key, jede etwa einen Acker groß.

Der Sturm trieb die Wogen über die Inseln, in dem Augenblick als gerade ein Soldat, der am gelben Fieber gestorben war, begraben werden sollte. Anstatt ihn nach Bird Key zu bringen, mußte er eiligst im Fort bestattet werden. Die See überschwemmte zunächst die Ställe und das Vieh wurde auf den höchsten Punkt der Insel gebracht, von wo die Thiere nach einer Sandfläche, die nicht unter Wasser lag durchbrachen, und dort später nach und nach fortgeschwemmt wurden.

Alle Häuser an den Werften außerhalb des Forts, ein Sommerhaus, Schlachthaus, Zimmermannsschuppen, Theater etc. wurden fortgerissen oder unterminirt. Die Dächer und Schornsteine im Fort wurden fortgerissen, alle Fenster zertrümmert, Mauern stürzten ein, Bäume wurden entwurzelt; das Hospital und der Leuchtthurm wurden stark beschädigt und der letztere schwankte im Sturm hin und her. Das Zeughaus eines Artillerie-Detachements, das wegen des gelben Fieberes im Freien auf Loggerhead Key kampirte, war im Nu zerstört. Seit 50 Jahren hat man auf den Tortugas keinen so furchtbaren Sturm erlebt. Zum Glück lagen keine Schiffe vor Anker, diese wären rettungslos verloren gewesen.

Die deutsch-n Farmer und die „Patrons of Husbandry."

Hierüber erschien in den Blättern von St. Louis folgendes interessante Schreiben des Herrn T. M. Allen aus Allenton in Missouri. Herr Allen schreibt:

Wie wir hören, wurde von einigen deutschen Zeitungen die Behauptung aufgestellt, daß die Leiter dieser Bewegung (der Granger) von einer Beiheiligung des deutschen Elements nichts wissen wollten. Dies ist ein Irrthum. Während es richtig ist, daß die deutschen Farmer durchschnittlich sich bis jetzt von der Bewegung fern hielten und wenig oder gar kein Interesse an derselben an den Tag legten, während sie im Gegentheil einige der einflußreichsten deutschen Farmer gegen eine Theilnahme eifferten, so sind nichtsdestoweniger schon viele, die zu den besten und geachtetsten unter den deutschen Ackerbauern zählen, der Organisation beigetreten. Wir haben jetzt in dem Staate Missouri zwei deutsche Deputys, welche sich mit dem größten Eifer und der größten Hingebung ihrer Aufgabe, der Gründung von Grang's unter den Deutschen zu Anhängern zu gelangen suchen. Wir hoffen, bald noch mehr Mitarbeiter unter den Deutschen an unserm großen Werke zu haben. Wir wissen recht gut die Wichtigkeit einer herzlichen und thatkräftigen Mitwirkung einer so bedeutenden, fleißigen, frugalen und einflußreichen Klasse unserer Bevölkerung zu würdigen. Es wurde darüber geklagt, daß unser Ritual und andere Documente nicht in's Deutsche übersetzt worden sind. Als Antwort auf diese Klage genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß zu der Zeit, da diese Documente zuerst gedruckt wurden, noch keinerlei Fonds vorhanden waren und die Druckkosten der englischen Exemplare von einigen Wenigen aus dem eigenen Sack bestritten werden mußten. Bis zu der letzten Sitzung der National Grange (welche, beiläufig bemerkt, die einzige bona fide Versammlung bis jetzt war), befand sich der Orden ohne alle Mittel zur Deckung der laufenden Ausgaben, und die Unkosten mußten ausschließlich von Einigen der opferwilligsten Arbeiter in der Sache getragen werden, während die Deutschen wenig Interesse an der Sache verriethen. Jetzt ist es glücklicher weise anders. Der Orden hat einerseits einen Fonds-Ueberschuß (der zwar gegenwärtig in New York in Folge der finanziellen Krisis nicht flüssig gemacht werden kann), und andererseits zeigen die deutschen Farmer auch etwas mehr Interesse, obschon nicht ein dem Grade, als wünschenswerth wäre. Die nächste Sitzung des National Grange findet am ersten Mittwoch des nächsten Februar statt, und wenn irgend ein namhafter Theil der deutschen Bevölkerung es wünschen sollte, so wird ohne allen Zweifel die genannte Körperschaft die Druckegung aller nothwendigen Dokumente in deutscher Sprache anordnen.

Wenn wir gleich im Allgemeinen principiell es als keine gute Politik betrachten können, innerhalb der Grenze einer Nation die Bildung, Entwicklung und Festigung einer anderen Nation oder anderer Nationen anzubrennen und zu erwuthigen, so handelt es sich doch hier um einen jener Fälle, wo ein solches Verfahren hinlänglich gerechtfertigt erscheint. Wir glauben, daß es nicht mehr als recht und billig ist, daß Jemand, der in zu vorgerückten Jahren amerikanischer Bürger geworden ist, als daß er die Landessprache in dem Maaße hätte bemeistern können, um sie lesen und schreiben zu lernen, Gelegenheit gegeben werde, ein System das so überaus wichtig ist, in der ihm mächtigen Sprache untersuchen zu können. Wir hoffen, daß jene, welche der Idee Verbreitung zu geben gesucht haben, daß wir die Cooperation unserer deutschen Mitbürger nicht wünschen, soviel in ihren Kräften steht, thun werden um diesen Fehler wieder gut zu machen. Wir glauben nicht, daß der Irrthum ein absichtlicher war, oder daß irgend ein unlauteres Motiv der falschen Behauptung zu Grunde lag, sondern, daß das Ganze nur das Resultat mangelhafter Information ist. Es ist nicht nur ganz und gar gegen unsere Wünsche, eine so achtungswerthe Classe von Farmern von unserer Organisation auszuschließen, sondern wissen wir recht gut, daß wir ohne sie nichts thun können, daß ihre Mitwirkung zum Gelingen des großen Werkes absolut nothwendig ist. Wenn die deutschen Farmer sich deßhalb uns nicht anschließen, so ist es ihr Fehler und nicht der unserige. Unter uns ist kein Kaownothingthum noch Sekterei, noch Parteiflepperei zu finden. Wir lassen dies in unserer Organisation ganz außer Auge. Durch die Theilnahme an der Verbindung kommt kein Mensch weder mit seiner Moralanschauung noch mit seinen socialen, religiösen oder bürgerlichen Pflichten in Conflict. Was unsere Prinzipien, Ziele und Zwecke betrifft, so brauchen sie keine Untersuchung zu scheuen und empfehlen sich dieselben, daß sind wir versichert, von selbst allen rechtdenkenden Menschen.

Allenton, Mo., Sept. 29. T. M. Allen.

Abänderung bei der Präsidenten-Wahl.

Das Senats-Committee für Privilegien und Wahlen unter dem Vorsitze des Senators Morton, welches Vorschläge über Aenderungen und Verbesserungen bei der Präsidentenwahl zu machen hat, verständigte sich in den letzten Tagen in New York über folgende von Morton vorgeschlagene Punkte:

1. Abschaffung der Präsidentenwähler-Collegien.
2. Erwählung des Präsidenten und Vicepräsidenten durch direkte Volkswahl.
3. Jeder Staat wird zu diesem Zwecke in so viele Bezirke getheilt, als der Staat Repräsentanten im Congreß hat; diese Bezirke müssen möglichst abgerundet und gleich an Volkszahl sein. Wer in dem einzelnen Bezirk die größte relative Stimmenzahl erhält, soll die Stimme dieses Bezirks haben, jedes Bezirksvotum bildet ein Präsidentschaftsvotum. Zu den Bezirksvoten kommen für jeden Staat zwei Präsidentschaftsvoten im Ganzen [at large], der die größte Stimmenzahl im ganzen Staate bei den Wahlen in den Bezirken erhalten hat.
4. Wer die größte Zahl solcher Präsidentschaftsvoten in den Ver. Staaten hat, wenn sie auch nur eine Pluralität der Stimmen, und nicht die absolute Mehrheit ausmachen, soll Präsident sein.
5. Diese Bestimmungen finden gleichfalls auf die Vice-Präsidentenwahl Anwendung.
6. Der Congreß soll ermächtigt sein, Bestimmungen betreffs der Abhaltung und Führung der Präsidenten- und Vicepräsidentenwahl zu treffen und Tribunale zu errichten, welche über Streitigkeiten hinsichtlich des Votums in einem Bezirke oder Staate zu entscheiden haben; auch hat der Congreß die Vorschriften über das Verfahren dieser Tribunale aufzustellen.

Morton machte geltend, daß durch diese Vorschläge folgende Verbesserungen herbeigeführt werden:

Indem das Volk direkt in Bezirken für Präsidentschafts- und Vicepräsidentschaft-Candidaten stimmt, indem zugleich jedem Staat zwei Präsidentschaftsvoten im Großen zukommen, und indem zur Erwählung eine Pluralität hinreicht, wird die Wahl weit mehr eine eigentliche Volks- und Nationalwahl, ohne daß dabei die Geltung und Mitwirkung der Staaten als solcher fehlt. Dabei setzt aber dieser vorgeschlagene Wahlmodus das Volk eines jeden Bezirkes, eines Staates in den Stand, seinen Willen auszudrücken, so daß ein Staat nicht ein einheitliches Votum für einen Kandidaten abgiebt, wie es bis jetzt faktisch der Fall war. Durch das vorgeschlagene System werden die Partei-Conventionen, die bis jetzt zur Aufstellung eines Präsidentenwählerzettels in jedem Staate nöthig waren, unnöthig, und der einzelne Bürger kann nach Belieben für irgend einen Bürger der Vereinigten Staaten stimmen, den er als Präsidenten oder Vicepräsidenten haben möchte. Das Pluralitätssystem sorgt dafür, daß die Wahl stets eine entscheidende sein wird, und daß der bedenkliche Fall, in welchem das nationale Repräsentantenhaus die Wahl zwischen den Kandidaten zu treffen hat, wegfällt. Das Pluralitätssystem gilt in allen Staaten der Union, mit Ausnahme von vier, bei Staatswahlen; es gilt allgemein bei Congreßwahlen und hat sich gut bewährt.

Ueber die durch den Tod und den vorherigen Wahnsinn Greeley's so nahe gelegte Frage, wie es gehalten werden solle, wenn der erwählte Präsident vor seiner Inauguration sterbe oder dienstunfähig werde oder resignire, kam das Morton'sche Committee noch zu keinem Entschluß.

Der russische Reichskanzler Fürst Gortschakoff.

Seit längerer Zeit tauchen regelmäßig und periodisch Gerüchte von der russischen Hauptstadt aus auf, daß die Stellung des russischen Reichskanzlers, Fürsten Gortschakoff, erschüttert sei und daß derselbe demnächst von seinem Posten zurücktreten werde. Ueber den Stand dieser Angelegenheit gehen uns folgende Details zu, welche auf sehr genauer Sachkenntniß beruhen. Nach denselben ist es allerdings unbestrittene Thatsache, daß die unliebsamen Zwischenfälle des russischen Gesandten in Washington, Herrn Katakazy, eines geborenen Griechen, und die persönlichen Bemühungen des Fürsten Gortschakoff, die verlorene Position dieses Diplomaten zu retten, die Stellung des Reichskanzlers derartig alterirt haben, daß er sich kaum ganz davon erholen dürfte.

Die Ursache hiervon liegt darin, daß gerade in Rußland ein ganz außerordentlicher Werth auf die freundschaftlichen Beziehungen zu Amerika gelegt wird, weil die eine Partei in denselben das Unterpfand für eine liberale innere Entwicklung, die andere darin eine Bürgschaft für eine glückliche Lösung der orientalischen Frage erblickt. Es mußte somit um so schwerer wiegen, wenn ein Staatsmann dieses Bündniß auf's Spiel zu setzen wagte, und einen Diplomaten unter seinen Schutz nahm, der diese Freundschaft ernstlich bedroht hatte. Diesen Fehler will nun die Nationalpartei dem Fürsten nicht verzeihen und so werden trotz der unbestreitbaren früheren Verdienste desselben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihn von seinem Amte zu entfernen.

Man läßt fortwährend Gerüchte über seinen Rücktritt verbreiten und ebenso über seine etwaigen Nachfolger, unter denen man Walujeff, Graf Schuwaloff, Ignatieff (Gesandter in Constantinopel) oder Budberg (früherer Gesandter in Paris) nennt. Alle diese Gerüchte laufen jedoch schließlich auf Intriguen hinaus, welche zeigen, daß der Reichskanzler in den höchsten Gesellschaftskreisen unbeliebt geworden ist, während er selbst nicht daran denkt, freiwillig zurückzutreten und auch der Kaiser Alexander nicht der Mann ist, einen alten, 74jährigen immerhin hochverdienten Staatsmann gewaltsam aus dem Amte zu entfernen. Für den europäischen Frieden aber dürfte es als ein Glück anzusehen sein, daß die Zügel der russischen Regierung von einem Manne gelenkt werden, der Nichts zu gewinnen, sondern nur zu verlieren hat.

Graf Chambord.

Graf Chambord, der am 29. September 53 Jahre alt geworden ist, hat wie alle Bourbonen auch die Neigung stark zu werden und ein behäbiges Embonpoint beginnt bereits sich bei ihm zu zeigen. Der Graf hat eine große Figur und sein Gesicht ist durch einen wohlgepflegten Bart geziert, der aber ebenso wie sein Haar bereits grau zu werden anfängt. Seine Hand gleicht fast der einer Dame, was um so auffälliger ist, als die übrigen Mitglieder der bourbonischen Familie gerade diesen Vorzug nicht aufzuweisen haben. Der Graf ist ein leidenschaftlicher Jäger, wie seine Vorfahren Ludwig XVIII. und Carl X. und dabei ein guter Schütze. Er hat daher in der Nähe von Frohdorf große Jagden gepachtet, um dieser seiner Lieblingsneigung nachgehen zu können; das Schloß liegt sehr schön und gewährt prächtige Aussichten nach den Ausläufern der Niederkarpathen.

Im Innern ist dasselbe äußerst reich und geschmackvoll ausgestattet; das Privatcabinet des Grafen ist ganz im Roccocostyle gehalten. In demselben fällt besonders ein großer hölzerner Sessel auf, der mit einer Hirschhaut bekleidet ist und von Ludwig XVI. stammt. Der Graf ist stolz und ehrgeizig und hat es daher auch bis jetzt vermieden nach Frankreich zurückzukehren, um die Sympathien des Volkes zu gewinnen. Er besitzt darauf, nur sein gutes Recht geltend zu machen. Seine Einkünfte sind im Verhältniß zu denen der anderen bourbonischen Linie bescheiden und betragen kaum 500,000 Frcs. Rente.—Seine Gemahlin ist zwar nicht schön, besitzt aber sehr ausdrucksvolle Augen und ein durchgeistigtes Gesicht. Man rühmt ihren Verstand und spricht ihr mehr Energie als ihrem Gemahle zu. Auch sie fängt bereits an zu altern und die ersten Spuren der grauen Haare zu zeigen. — Die gräfliche Familie ist entschlossen, demnächst sich zum Besuche eines Freundes nach Belgien in die Nähe von Luxemburg zu begeben und dort einige Zeit zu verweilen, um den eventuell in Frankreich eintretenden Ereignissen näher sein zu können.

Die Indianer Unthaten in Colorado.

Ein aus Pueblo in Colorado vom 5. d. M. datirter Brief enthält nähere Einzelheiten über die von den Indianern im östlichen und südlichen Colorado am oberen Arkansas Strome verübten Gewaltthaten. Hiernach kam am 28. September eine etwa 300 Mann starke aus Cheyennes, Arapahers und Kiowas bestehende Indianerbande aus dem Süden der nach dem Arkansasthale und lagerte sich gegenüber von Fort Lyon in der Nähe von Los Animos. Der Commandant des Forts hatte eine Unterredung mit den Häuptlingen, konnte aber nichts über die Pläne der Indianer in Erfahrung bringen. Sie erklärten, das Land gehöre ihnen und sie könnten darauf nach Belieben umherziehen. Es waren lauter Krieger, bewaffnet mit Hinterladern, Revolvern, Bogen, Speeren etc. und jeder hatte ein besonderes Handpferd bei sich. Der Commandant forderte sie auf, nach ihrer Reservation zurückzukehren, worauf sie erwiderten, sie würden gehen, sobald sie dazu bereit seien, und bedienten sich einer unverschämten Sprache. Zwei Tage darauf zogen sie ab, gingen den Arkansas Strom hinauf durch die Ansiedelungen und theilten sich dann in kleine Abtheilungen, welche an den Nebenflüssen des Arkansas entlang zogen und alles Vieh, auf das sie stießen, niedermachten oder fortirrieben, weil sie die Hirten zwangen, für sie zu kochen.

Dies dauerte etwa eine Woche lang fort, während welcher Zeit mehrere hundert Stück Vieh getödtet und Aufregung und Verwirrung unter den Ansiedlern verbreitet wurde, von welch' letzteren sich viele nach Pueblo und anderen Plätzen flüchteten. Den neuesten Nachrichten zufolge drangen die Indianer gegen die Ansiedelungen am Los Animos Flusse unterhalb Trinidad vor und die Bürger rüsteten sich zur Vertheidigung. Es sind bereits mehrere kleinere Abtheilungen abgegangen, um die Ansiedelungen zuschützen. Mehrere Hirten, welche ihre Heerden vertheidigen wollten, wurden von den Indianern getödtet. Die Indianer kamen von der Reservation in der Nähe von Fort Rill. Man hat um Truppen zur Beschützung gebeten, bis zum Abgange des Briefes aus Pueblo waren aber noch keine dort eingetroffen.

In hiesiger Stadt geht es mit der Besserung des Geldmarktes nur sehr langsam vorwärts und es gibt sich fast allenthalben ein Gefühl der Entmuthigung kund, das zum größten Theile dem Fallissement der Union National-Bank zuzuschreiben ist. Der Präsident der Bank behauptet, die Aktiva reichten zur völligen Deckung der Passiva hin und es bleibe noch ein Ueberschuß übrig.

Die Mutter MacMahon's eine Deutsche.

In der Zeit der französischen Fremdherrschaft, im Jahre 1806, lebte in der Stadt Hannover die Wittwe des chur-hannoverschen Hauptmanns Behne, zum zweiten Male verehelicht mit einem Engländer, dem Maler und Sprachlehrer Arsthal. Dieselbe besaß aus erster Ehe drei Kinder, eine Tochter Emilie, ein damals eben erwachsenes Mädchen von hervorragender Schönheit, machte im Hause ihrer Eltern die Bekanntschaft des dort einquartirten Kriegs-Commissärs MacMahon und faßte bald eine innige Zuneigung zu demselben, die ganz entschieden von ihrer Mutter, ihrem Onkel und Vormunde mißbilligt wurde. Schließlich wurde das Mädchen in das Haus des letzteren und dann in ein Institut nach Minden an der Weser gebracht, während man die Werbung MacMahons kurz abwies.

Allein für die innige glühende Liebe des Franzosen war die Entfernung zwischen Hannover und Minden kein Hinderniß, kaum hatte er daher mit Mühe Emiliens Abreise erfahren, als er unverzüglich nachreiste, und es gelang ihm, die Geliebte in Minden zu sprechen und zur Flucht zu überreden. Wer beschreibt den Schmerz und die Entrüstung der betrogenen Vormünder, als sie vierzehn Tage nach Emiliens Abreise die Kunde erhielten, daß dieselbe mit ihrem Geliebten über die fest zugefrorene Weser nach Hameln und von dort nach Frankreich entflohen sei! Hier wurde Emilie Behne die Gattin des Kriegscommissärs MacMahon, dem zu Ehre sie Heimath und Vaterland und Alles, was ihr lieb und theuer war, verließ. Ihr Gatte, ein Aemmling schottischer Clans, vergalt ihr durch aufrichtige treue Liebe die gebrachten Opfer.

Der im Jahre 1808 am 13. Juli zu Sully bei Autun geborene Sohn des Kriegscommissärs und der Hannoveranerin Emilie Behne ist der jetzige Präsident der französischen Republik, der Marschall Marie Comte Patrice Maurice MacMahon, Herzog von Magenta. Sein Vater wurde später zum Pair von Frankreich ernannt und war ein persönlicher Freund Charles X.

Zeugenhaft.

Einer der größten Mißstände bei dem amerikanischen Criminal-Verfahren ist die Zeugenhaft. Seit langer Zeit ist Das nicht so schlagend hervorgetreten, wie in dem Prozeß Stokes. Der Mörder von Fisk sitzt seit zwei Jahren in einem komfortablen Gefängniß, das mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet ist, und fehlt es ihm weder an feinen Speisen, Getränken und Cigarren, noch an unterhaltendem Besuch, da er Geld genug hat für jede Art Luxus zu zahlen. Unterdessen wird der durch Geld-Mittel nun schon zum dritten Prozeß gebracht hat, sind die Hauptbelastungszeugen, zwei armen Menschen, die keine Bürgschaft stellen konnten, ebenfalls zwei Jahre lang hinter Schloß und Riegel, ihrer Freiheit beraubt, von Freunden und Verwandten getrennt; vielleicht legen sie im Gefängniß den Keim tödtlicher Krankheiten und eines lebenslänglichen Elends. Und Niemand entschädigt sie dafür. Es sind der Knabe, der in der Halle war und der Portier, welche den Dienst in jenem Hotel hatten, als Fisk von Stokes erschossen wurde.

Diese armen Menschen trifft nicht die mindeste Schuld, sie haben nur das Unglück gehabt Zeugen eines Verbrechens zu sein, dessen der reiche Thäter vielleicht nicht einmal schuldig gesprochen wird. Und deshalb werden sie ebenso hart gestraft als der Thäter selbst, mit jahrelanger Haft. Es liegt hierin eine Härte und eine Ungerechtigkeit, die empörend ist, eine Grausamkeit, gegen die Jeder im eigenen Interesse Partei ergreifen sollte, da sie Jeden eben so gut treffen kann, wie jene beiden Unglücklichen. Jeder, der ohne Arg über die Straße schreitet bei Tag oder bei Nacht kann durch Zufall Zeuge irgend eines furchtbaren Verbrechens werden. Ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, oder darauf, daß er eine Familie zu ernähren hat, daß er Brod, Freiheit, Gesundheit und Wohlstand auf Zeitlebens einbüßen kann und daß auch noch seine Familie dadurch in Noth und Elend gestürzt wird, hält man ihn in jahrelanger Haft, bis der angeklagte Halunke sich wegleicht durch Flucht oder Bestechung aller Strafe entzogen hat.

Hier kann man sehen, daß Recht und Gerechtigkeit zwei ganz verschiedene Dinge sind. Ja hierbei steht das Gewohnheits-Recht, welches zur Ueberführung und Bestrafung eines Verbrechers die Ungerechtigkeit der Zeugenhaft eingeführt hat sogar jener Ueberführung im Weg—vereitelt vielmehr, Was erreicht werden soll. Denn Jeder wird sich hüten bei einem Criminal-Prozeß als Zeuge zur Auffindung der Wahrheit aufzutreten, wenn ihm Das jahrelange Freiheitsentziehung, noch dazu ohne alle nachträgliche Entschädigung eintragen kann.

Uebrigens ist es fraglich, ob nicht solche Zeugen, welche im Dienst der Allgemeinheit bei einem Criminal-Prozeß Freiheits-Entziehung erdulden müssen, von der betreffenden Commune eine Schadloshaltung verlangen können, und zwar eine ganz gehörige. Es wäre in der That Zeit, daß die Zeugenhaft, diese gröbliche Verletzung jeder Gerechtigkeit, aus der Criminal-Prozedur Amerika's ausgemärzt würde.

Wie Bismarck nach den „Enthüllungen" Lamarmora's erscheint.

Gelegentlich der Lamarmora'schen Enthüllungen sind wir in der ausländischen und auch der deutschen Presse so vielen gehässigen und unsinnigen Angriffen gegen den Fürsten Bismarck begegnet, daß eine unbefangene und verständige Stimme besonders hervorgehoben zu werden verdient, zumal wenn sie in einem demokratischen Schweizer Blatte enthalten ist. Was der in Chur erscheinende „Freie Rätier" in einer Besprechung dieses Buches äußert, zeigt die Schweizer Demokratie ihren deutschen Gesinnungsgenossen an politischem Verstand so weit überlegen, daß zur Nachachtung einige Stellen dieses Artikels passend citirt werden mögen. „Der Sache nach," — schreibt das Blatt—, „hat Lamarmora Bismarck ein ehernes Document des Ruhmes gesetzt, denn erst nach seinen Enthüllungen ist man vollends im Stande, zu ermessen, die einsame Größe und Geistesgewalt des eisernen Grafen zu erkennen, welcher durch die Hunderte von Hinterlissen und Fußangeln seinen schweren, aber entschlossenen Gang ging und unter dem Gekrächze aller neidischen und blinden Fledermäuse den ungeheuren Umschwung vollbrachte, welcher die schlummernde Germanenwelt geweckt und sie sofort in den Kampf gegen die Priesterfraktion und das jesuitische Papsthum geführt hat. Es wäre Zeit, daß selbst der gläubigste Anhänger des Jacobinischen Dogmas erkennte, daß ohne Bismarck schon im Jahre 1866 der Syllabus in Deutschland das Scepter ergriffen und daß ohne 1870—71 Europa jetzt gekettet und verblutet unter der Hand zweier Staaten läge, welche sich als moralische Leichname erwiesen haben, von ihnen gefnebelt im Namen des Menschgottes oder vielmehr des Götzen in Rom. Jetzt ist dies nicht!" Die ausländische Presse giebt Deutschland sonst so viele Proben von Mißgunst und Mißverständniß, um so mehr muß auch einmal eine solche sympathische Stimme beachtet werden.

Mangel an Heiraths Candidaten.

Aus allen größeren Städten, laufen Klagen ein, daß es eine Unmasse heirathsfähiger Männer gäbe, welche sich scheuten, eine Lebensgefährtin zu wählen, so daß die Zahl der alten Jungfern furchtbare Proportionen annehme. Dieser Uebelstand ist ohne Zweifel zum großen Theile der Extravaganz und Putzsucht des weiblichen Geschlechts in diesem Lande zuzuschreiben, woran aber die jungen Mädchen nicht immer selbst, sondern vornehmlich ihre eigenen Eltern schuld sind, welche ihre Kinder auf unvernünftige Weise erziehen und dieselben schon in der frühesten Jugend verwöhnen und zum Verschwenden anhalten. Wenn man in Betracht zieht, daß in größeren Städten, namentlich amerikanische Familien, Summen von $5000 bis $20,000 allein zum Lebensunterhalt brauchen und diese enormen Summen auf irgend eine Weise „machen" müssen, darf es uns jedenfalls nicht Wunder nehmen, daß Betrug, Schwindel und Corruption an allen Ecken und Enden zu finden sind. Wir sprechen hier nicht von reichen Familien, oder gar von Millionären, sondern von Beamten, kleineren Geschäftsleuten ꝛc., welche keine Einkünfte besitzen, sondern von ihrem Verdienst leben müssen.

Diese Leute leben nicht nach ihrem Einkommen, sondern die Einkünfte müssen sich nach ihrem Verbrauch richten und deshalb auf irgend eine Weise vermehrt werden, um die an den pater familias von seiner Frau und seinen Töchter gestellten Anforderungen befriedigen zu können. Es kommt uns unter diesen Umständen ganz und gar nicht auffallend vor, daß junge Männer sich keine expensive Frau auf den Hals laden wollen, die von Jugend auf in Ueberfluß geschwelgt hat, zu keiner vernünftigen Arbeit angehalten worden ist, von einer Haushaltung, von Kochen, Waschen, Bügeln ꝛc. nichts versteht und höchsten Falls auf dem Piano herumklimpern kann.

Wie viele amerikanische Beamte, Clerks und Geschäftsleute, die eine jährliche Einnahme von $1200 bis $3000 haben, giebt es nicht, die zwei Drittel dieser Summe, wenn nicht mehr, allein für Kost und Logis ausgeben, da ihre Frau keine Haushaltung führen kann oder will und sie sich deshalb in einem Hotel oder Kosthaus einquartiren müssen.

Und welches Familienleben führen diese Leute? Sie sind nicht ihr eigener Herr und Meister, sondern müssen sich nach den Launen ihres Kostgebers richten, und essen und trinken, was ihnen vorgesetzt wird, während sie bei selbstständigem Haushalte nach ihrem eigenen Geschmack leben könnten. Kommen erst noch Kinder hi zu, so ist ein solcher Ehestand wirklich zu bedauern, denn er muß oft mit einem großen Gehalte am Hungertuch nagen.

Die heirathsfähigen Männer ziehen es deshalb vor, für sich allein zu sorgen, so lange sie nicht über so bedeutende Mittel zu verfügen haben, um sich eine kostspielige bessere Hälfte beilegen zu können.

Die Amerikaner, die in Deutschland gereist sind, fangen bereits an, Vergleiche zwischen deutschem und amerikanischem Familienleben zu ziehen und die meisten Berichte, die uns schon zu Gesicht gekommen sind, fallen ausschließlich zu Gunsten Deutschlands aus.

Ein langer Titel.

Der Titel des Königs von Preußen, außer dem Namen eines deutschen Kaisers, lautet wie folgt:

Wilhelm, „von Gottes Gnaden" König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, Graf zu Hohenzollern, souverainer und oberster Herzog von Schlesien wie auch der Grafschaft Glatz, Großherzog von Niederrhein und Posen, Herzog von Sachsen, Westphalen und Engern, zu Pommern, Lüneburg, Holstein und Schleswig, zu Magdeburg, Bremen, Geldern, Cleve, Jülich und Berg, so wie auch der Wenden und Cassuben, zu Crossen, Lauenburg, Mecklenburg, Landgraf zu Hessen und Thüringen, Markgraf der Ober- und Nieder-Lausitz, Prinz von Oranien, Fürst zu Rügen, zu Ostfriesland, zu Paderborn und Pyrmont, zu Halberstadt, Münster, Minden, Osnabrück, Hildesheim, zu Werden, Cammin, Fulda, Nassau und Mörs, gefürsteter Graf der Mark und zu Ravensberg, zu Hohenstein, Tecklenburg und Lingen, zu Mansfeld, Sigmaringen und Beringen, Herr zu Frankfurt.

Nachrichten von Europa.

London, 14. Oktober. 125,000 Pfund Sterling in Gold und Silber wurden heute von Liverpool nach New York verschifft.

Eine Spezial-Depesche der „Times" von Cartagena unter gestriegem Datum theilt mit, daß die Insurgenten-Schiffe den Hafen von Neuem verlassen haben und ein noch erbitterteres Seegefecht als das am Samstag bevorste